

Jean-Michel Guenassia

**Der Club der
unverbesserlichen
Optimisten**

Roman

it



Paris in den 1960er Jahren. Michel, gerade erst zwölf Jahre alt geworden, taucht ein in ein ganz neues Leben: Er entdeckt die Welt der Jugend und des Rock 'n' Roll, atmet die Luft der Intellektuellen und Literaten, die mit Gitanes-Zigaretten und Sartre-Bändchen in den Cafés und auf den Boulevards eine neue Zeit diskutieren. Er wandert durch die Stadt, fängt durch die Linse seiner Kamera alle Winkel und Gassen ein und erlebt seinen ersten Kinofilm wie eine Erweckung . . .

Eines Tages stößt er im Hinterzimmer eines Bistros zufällig auf den »Club der unverbesserlichen Optimisten«. Hier trifft er auf Menschen, die zu Freunden werden, zu Vertrauten und Begleitern. Als er schließlich seine erste große Liebe erlebt, verändert sich alles . . .

»Eine gelungene Mischung aus französischem Charme und Intellektualismus . . . Ein Buch voll ungebrochenem Optimismus. Manchmal auch sentimental. Ein wunderbarer Schmöcker.« *titel-magazin.de*

Jean-Michel Guenassia, geboren 1950 in Algier, lebt in Paris und schreibt für Fernsehen und Theater. Sein spätes Debüt als Romancier mit dem *Club der unverbesserlichen Optimisten* erregte in Frankreich großes Aufsehen. Er wurde 2009 mit dem »Prix Goncourt des lycéens« ausgezeichnet für den von der Jugend gewählten besten Roman.

insel taschenbuch 4136
Jean-Michel Guenassia
Der Club der unverbesserlichen Optimisten



Jean-Michel Guenassia
Der Club
der unverbesserlichen
Optimisten

Roman

Aus dem Französischen
von Eva Moldenhauer

Insel Verlag

Die französische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
Le Club des Incorrigibles Optimistes. © Éditions Albin Michel, Paris 2009.
Umschlagfoto: Henri Cartier-Bresson/Magnum Photos/Agentur Focus

insel taschenbuch 4136

Erste Auflage 2012

Insel Verlag Berlin 2012

© Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35836-7

Für Dominique und Andrée

Club: Substantiv, maskulin, englischer Herkunft, Zirkel, in dem man sich trifft, um zu plaudern, zu lesen, zu spielen; Zusammenschluß von Freunden.

Ich ziehe es vor, als Optimist zu leben und mich zu irren, denn als Pessimist zu leben und immer Recht zu haben.

(Anonymus)

April 1980

Heute wird ein Schriftsteller beerdigt. Wie eine letzte Demonstration. Eine unerwartete, schweigende, respektvolle und anarchische Menschenmenge blockiert die Straßen und Boulevards rings um den Friedhof Montparnasse. Wie viele sind es? Dreißigtausend? Fünfzigtausend? Weniger? Mehr? Man kann sagen, was man will, es ist wichtig, daß viele Leute auf der eigenen Beerdigung sind. Hätte man ihm gesagt, daß ein solcher Andrang herrschen würde, er hätte es nicht geglaubt. Er hätte darüber gelacht. Diese Frage hat ihn wohl kaum beschäftigt. Er nahm an, er würde eilig von einem Dutzend Getreuer beerdigt, nicht mit den Ehren eines Hugo oder Tolstoi. Noch nie haben in diesem halben Jahrhundert so viele Leute einen Intellektuellen auf seinem letzten Weg begleitet. Als sei er unentbehrlich oder vereinte alle hinter sich. Warum sind sie da? Nach dem, was sie von ihm wissen, hätten sie nicht zu kommen brauchen. Wie absurd, einen Menschen zu ehren, der sich in fast allem getäuscht, sich ständig geirrt und sein Talent darauf verschwendet hat, nicht Vertretbares mit Überzeugung zu vertreten. Sie wären besser zur Beerdigung derer gegangen, die recht hatten, die er verachtet und deren Werke er verrissen hat. Für sie hat sich niemand auf den Weg gemacht.

Wenn aber außer diesen Fehlschlägen bei dem kleinen Mann etwas anderes zu finden wäre, etwas Bewundernswertes, sein rasender Wille, das Schicksal mit seinem Geist zu bezwingen, gegen jede Logik vorwärts zu stürmen, trotz der sicheren Niederlage nicht aufzugeben, den Widerspruch zwischen einer gerechten Sache und einem von vornherein verlorenen Kampf auf sich zu nehmen, einem ewigen, stets von neuem begonnenen und nie endenden Kampf. Unmöglich, auf den Friedhof zu gelangen, wo die Leute über die Gräber trampeln, auf die Grabmale klettern und die Stelen umwerfen, um näher heranzukommen und den Sarg zu sehen. Als wäre es das Begräb-

nis eines berühmten Chansonniers oder eines Heiligen. Hier wird kein Mensch bestattet. Mit ihm wird eine alte Idee beerdigt. Nichts wird sich ändern, und wir wissen es. Es wird keine bessere Gesellschaft geben. Das akzeptiert man oder läßt es sein. Wir stehen hier mit einem Fuß im Grab samt unseren Glaubensvorstellungen und unseren verlorenen Illusionen. Eine Menschenmenge wie eine Absolution zur Sühne von im Namen eines Ideals begangenen Fehlern. Für die Opfer ändert das nichts. Es wird für sie weder Entschuldigungen noch Wiedergutmachung, noch Begräbnisse erster Klasse geben. Was gibt es Schlimmeres, als das Böse zu tun, wenn man das Gute wollte? Hier wird eine vergangene Epoche zu Grabe getragen. Keine einfache Sache, in einem Universum ohne Hoffnung zu leben.

Jetzt werden keine Rechnungen mehr beglichen. Es wird nicht Bilanz gezogen. Wir sind alle gleich, und wir haben alle unrecht. Ich bin nicht wegen des Denkers hergekommen. Ich habe seine Philosophie nie verstanden, sein Theater ist schwer verdaulich, und seine Romane habe ich vergessen. Ich bin wegen alter Erinnerungen gekommen. Die Menge hat mir wieder ins Gedächtnis gerufen, wer er war. Man kann keinen Helden beweinen, der die Henker unterstützt hat. Ich kehre um. Ich werde ihn in einem Winkel meines Kopfes begraben.

Es gibt verrufene Viertel, die uns in unsere Vergangenheit zurückversetzen und in denen wir uns besser nicht herumtreiben sollten. Wir glauben, sie zu vergessen, weil wir nicht mehr an sie denken, aber sie will unbedingt zurückkehren. Ich mied das Viertel Montparnasse. Es gab dort Gespenster, mit denen ich nichts anzufangen wußte. Eines von ihnen sah ich vor mir in der Seitenstraße des Boulevard Raspail. Ich habe seinen unnachahmlichen hellen Regenmantel wiedererkannt, im Stil Humphrey Bogarts der fünfziger Jahre. Es gibt Menschen, die man an ihrem Gang erkennt. Pavel Cibulka, der Orthodoxe, der Parteigänger, der König der großen ideologischen Abwei-

chung und der billigen Witze, hochmütig und stolz, ging langsam vor mir her. Ich habe ihn eingeholt. Er war dicker geworden und konnte seinen Mantel nicht mehr zumachen. Mit dem zerzausten weißen Haar sah er aus wie ein Künstler.

»Pavel.«

Er blieb stehen, musterte mich. Er befragte sein Gedächtnis, wo er dieses Gesicht schon einmal gesehen hatte. Wahrscheinlich rief ich eine dunkle Erinnerung in ihm wach. Er schüttelte den Kopf. Ich erinnerte ihn an nichts.

»Ich bin's. Michel. Erinnerst du dich?«

Er sah mich scharf an, ungläubig, noch immer mißtrauisch.

»Michel? ... Der kleine Michel?«

»Moment mal, ich bin größer als du.«

»Der kleine Michel! ... Wie lange ist das jetzt her?«

»Das letzte Mal haben wir uns hier gesehen, wegen Sascha. Vor fünfzehn Jahren.«

Wir schwiegen eine Weile, von unseren Erinnerungen verwirrt. Dann fielen wir einander in die Arme. Er drückte mich fest an sich.

»Ich hätte dich nicht wiedererkannt.«

»Du dagegen hast dich nicht verändert.«

»Mach dich nicht über mich lustig. Ich habe hundert Kilo zugenommen. Wegen verschiedener Diäten.«

»Ich freue mich, dich wiederzusehen. Sind die anderen nicht da? Bist du allein gekommen?«

»Ich gehe zur Arbeit. Ich bin nicht in Rente.«

Sein schleppender böhmischer Akzent hatte sich verstärkt. Wir gingen ins *Sélect*, ein Lokal, wo jeder ihn zu kennen schien. Kaum hatten wir uns gesetzt, als ihm der Kellner, ohne daß er etwas bestellt hatte, einen starken Kaffee mit einem Krug kalter Milch brachte und meine Bestellung entgegennahm. Pavel beugte sich vor, um sich den Korb mit Croissants vom Nebentisch zu angeln, und verschlang entzückt drei davon. Dabei redete er unendlich vornehm mit vollem Mund. Pavel

war vor dreißig Jahren aus der Tschechoslowakei geflohen und lebte in unsicheren Verhältnissen in Frankreich. Er war in letzter Minute der Säuberung entgangen, der Slansky zum Opfer gefallen war, der ehemalige Generalsekretär der kommunistischen Partei, sowie Clementis, ihr Außenminister, dessen enger Mitarbeiter er gewesen war. Er war auch Botschafter in Bulgarien gewesen und Autor eines bedeutenden Werks, *Der Friede von Brest-Litowsk: Diplomatie und Revolution*, für das sich kein einziger Pariser Verleger interessierte; jetzt war Pavel Nachtwächter in einem Hotel in Saint-Germain-des-Prés, wo er in einem kleinen Zimmer im obersten Stock wohnte. Er hoffte, seinen älteren Bruder wiederzufinden, der nach Kriegsende in die Vereinigten Staaten gegangen war, und wartete auf ein Visum, das ihm wegen seiner Vergangenheit verweigert wurde.

»Sie geben mir kein Visum. Ich werde meinen Bruder nie wiedersehen.«

»Ich kenne einen Attaché bei der Botschaft. Ich kann ihn darauf ansprechen.«

»Zerbrich dir nicht den Kopf. Meine Akte ist genauso dick wie ich. Ich gelte als einer der Gründer der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei.«

»Stimmt das?«

Schicksals ergeben zuckte er die Achseln.

»Wenn du in den dreißiger Jahren Student in Prag warst, gab es eine klare Alternative. Entweder du warst für die Ausbeuter oder für die Ausgebeuteten. Ich habe mir mein Lager nicht ausgesucht. Ich wurde hineingeboren. Ich war jung, überzeugt, daß wir recht hatten, daß es für unser Land keine andere Lösung gab. Es stimmt: Ich war ein wichtiger Mann in der Partei. Ich hatte ein Diplom in Rechtswissenschaft. Ich glaubte, daß die Erziehung der Massen und die Elektrizität einen neuen Menschen schaffen würden. Wir konnten uns nicht vorstellen, daß der Kommunismus uns zermalmen würde. Beim Kapitalismus waren wir uns sicher. Während des

Krieges lag es auf der Hand. Entweder war man für die Kommunisten oder für die Faschisten. Und wer keine Meinung hatte, war übel dran. Wir schritten voller Enthusiasmus voran. Ich habe mir die Frage nicht gestellt. Nach der Befreiung ist nichts so gekommen, wie wir gehofft hatten. Daß meine Freunde gehängt worden sind und meine Familie so lange gefoltert wurde, bis sie mich verleugnete, ist ihnen heute schnurzugal. Sie wollen keinen alten Kommunisten haben, und ich gehe ihnen immer wieder auf die Nerven. Jedes Jahr stelle ich einen Visumantrag. Sie lehnen ab. Das stört mich nicht, ich mache weiter.«

»Sag, Pavel, bist du kein Kommunist mehr?«

»Bis heute und für immer!«

»Er ist gänzlich gescheitert. Überall bricht er zusammen.«

»Der Kommunismus ist eine schöne Idee, Michel. Das Wort Genosse hat einen Sinn. Nur die Menschen sind schlecht. Hätte man ihnen Zeit gelassen, hätten Dubček und Svoboda es geschafft. Im übrigen dreht sich das Rad jetzt zu meinen Gunsten.«

»Warum?«

»Stell dir vor, ich habe an Cyrus Vance geschrieben, den Staatssekretär von Jimmy Carter. Und er hat mir geantwortet!«

Aus seiner Brieftasche holte er behutsam einen Brief im Originalumschlag und gab ihn mir zu lesen. Cyrus Vance beantwortete sein Schreiben vom 11. Januar 79 mit den Worten, er werde es an die zuständige Abteilung weiterleiten.

»Was hältst du davon?« fragte er.

»Es ist eine Standardformulierung. Er engagiert sich nicht besonders.«

»Seit fünfundzwanzig Jahren reagieren sie zum ersten Mal. Das bedeutet etwas. Cyrus Vance ist kein Republikaner, sondern Demokrat.«

»Vorher hast du nie eine Antwort bekommen?«

»Ich war dämlich und habe an den Präsidenten der Ver-

einigten Staaten geschrieben. Er hat keine Zeit, allen zu antworten, die ihm schreiben. Dann hat Imre mir geraten, an den Staatssekretär zu schreiben.«

»Vielleicht hast du ja an die richtige Tür geklopft. Aber was machst du, wenn sie wieder ablehnen?«

»Ich bin kein Tscheche mehr. Ich bin kein Franzose. Ich bin staatenlos. Also in der allerschlimmsten Lage. Da existiert man nicht. Ich habe noch eine kleine Hoffnung, meinen Bruder wiederzusehen. Er ist Amerikaner. Wir telefonieren einmal im Jahr, um uns alles Gute zu wünschen. Er ist Vorarbeiter beim Bau. Er hat eine Familie. Er lebt gut. Er hat kein Geld, um nach Europa zu kommen. Nächstes Jahr stelle ich wieder einen Antrag. Und auch im Jahr darauf.«

Nach und nach hatte sich das Lokal mit Leuten gefüllt, die sich nach der Beerdigung ausruhen wollten. Eine Gruppe kam auf unsern Tisch zu. Eine Frau wollte unsere Bank belegen.

»Ist der Platz frei?«

»Er ist besetzt!«

Von seinem aggressiven Ton überrascht, wich die Frau zurück. Die kleine Gruppe entfernte sich.

»Ich träume wohl! Hast du diese Drecksbande gesehen, die diesem Idioten nachläuft. Haben die Scheiße im Hirn oder was?«

»Er war ein Symbol.«

»Ich werde auf sein Grab pissen. Was anderes verdient er nicht. Nichts, worauf man stolz sein kann.«

»Er konnte sich nicht verleugnen.«

»Er wußte Bescheid. Seit Gide und Rousset. Ich habe ihm das mit Slansky und Clementis erzählt. Er wußte, was mit Krawtschenko passiert ist. Er hat Krawtschenko verurteilt. Kannst du dir das erklären? Mit den Wölfen heulen. Die Märtyrer verachten. Heißt das nicht, Komplize zu sein? Er war ein Dreckskerl.«

Nachdenklich saß er da, die Stirn gesenkt, mit angespanntem Gesicht.

»Ich kann mir kaum erlauben, Lektionen zu erteilen, ich dürfte das nicht sagen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Zumindest sollte man dankbar sein. Wir haben mit der Kohle überlebt, die sie uns rüberschoben. Ohne sie hätten wir es nicht geschafft.«

»Wer hat euch Kohle rüberschoben?«

Pavel sah mich aus dem Augenwinkel an, als ob ich mich dumm stellte. Dann sah er, daß ich es ernst meinte.

»Alle beide, Kessel und Sartre. Sie unterstützten uns, indem sie uns Übersetzungen besorgten, kleine Jobs. Sie kannten eine Menge Leute. Sie empfahlen uns an Zeitschriften, an Zeitungsdirektoren. Wir haben Zeilen geschunden. Wenn wir klamm waren, haben sie den Hausbesitzer oder die Gerichtsvollzieher bezahlt. Wie hätten wir sonst zurechtkommen sollen? Wir besaßen keinen Heller. Wir hatten alles verloren. Wenn sie uns nicht geholfen hätten, wären wir unter den Brücken gelandet. Schwieriger war es, als er blind wurde und das Haus nicht mehr verlassen hat. Vor zwei Jahren haben sie Wladimir unter die Arme gegriffen, erinnerst du dich an ihn?«

»Als wäre es gestern gewesen.«

»Er hat Scherereien gehabt.«

Es juckte ihn, es mir zu erzählen. Ich sah Wladimir Gorenko im Hinterzimmer des *Balto* vor mir, im Begriff, seine Fressalien zu verteilen.

»Was ist mit Wladimir passiert?«

»Bevor er in den Westen ging, leitete er die Raffinerie von Odessa. Bei seiner Ankunft erhielt er den Status eines politischen Flüchtlings. Er fand keine Arbeit. Kein Erdölunternehmen wollte ihn haben. Nicht einmal die, die er kannte und mit denen er im Geschäft war. Keiner hat auch nur den kleinen Finger gerührt, um ihm zu helfen. Und weißt du, warum? Sie hatten Angst vor Moskau. Wenn sie ihn einstellen würden, bekämen sie Ärger mit denen. Sie schimpften auf die Kom-

munisten und machten Geschäfte mit ihnen. Marcusot, der Wirt des Bistros, du erinnerst dich, war ein anständiger Kerl, er hatte ihm ein Dienstbotenzimmer bei einem Metzger in der Rue Daguerre besorgt. Und Wladimir kümmerte sich um seine Buchhaltung.

Er bezahlte ihn in Naturalien, mit Würsten und Fertiggerichten. Na ja, bezahlen ist etwas hoch gegriffen, Wladimir beklagte sich immer, daß er ihm die Reste gab, die er sonst weggeworfen hätte.

Wir haben davon profitiert. Wladimir hat mit uns geteilt. Dann baten ihn noch mehr Kaufleute, ihm zu helfen, und nach und nach hatte er einen kleinen Kundenstamm. Es lief gut. Aber das hat den Buchhaltern des Viertels nicht gefallen, und sie haben ihn verklagt. Wladimir hat eine Menge Qualitäten außer der, Polytechniker zu sein. Er muß immer recht haben. Er ist kein Diplomat, wenn du verstehst, was ich meine. Als die Bullen aufgekreuzt sind, hat er sich aufgeregt, statt sich dumm zu stellen und nicht aufzufallen, und sie von oben herab behandelt: »Ich habe keine Angst vor dem KGB gehabt und bin lebendig aus Stalingrad rausgekommen, also werde ich mich bestimmt nicht von euch beeindrucken lassen. Ich arbeite, ich zahle meine Steuern und ihr könnt mich mal!« Er wollte es nicht einsehen. Trotz der Warnungen hat er weitergemacht. Du wirst es mir nicht glauben, aber sie haben ihn in den Knast gesteckt. Wegen illegaler Ausübung des Berufs eines Buchhalters. Er hat den Untersuchungsrichter angeschnauzt. Vier Monate saß er in U-Haft. Stell dir das vor! Einer, der sechs oder sieben Sprachen spricht. Sie haben sein Büro geschlossen. Das war der Bankrott. Und wer hat ihm deiner Meinung nach geholfen? Kessel hat den Richter aufgesucht, und Sartre hat das Bußgeld bezahlt.«

»Und was macht er jetzt?«

»Er arbeitet bei dem Buchhalter, der ihn angezeigt hat, und er hat wieder seine Kunden. Das Diplom darf er nicht machen.«

»Zwei- oder dreimal hatte Sascha es erwähnt. Ich hatte nicht mitbekommen, daß sie euch halfen.«

»Ich wußte nicht, daß du mit Sascha befreundet warst. Ich dachte, du seiest ein Freund von Igor. Keiner mochte Sascha. Er war ...«

Wegen der Art, wie ich ihn anschaute, redete Pavel nicht weiter. Schweigend saßen wir im Getöse, mit all den Erinnerungen, die wiederkehrten und uns keine Ruhe ließen.

»Ich war mit beiden befreundet.«

»Man konnte nicht mit beiden befreundet sein. Das war unmöglich.«

»Für mich schon. Eines Tages hat Sascha mir gesagt, daß Kessel ihm die Miete für sein Dienstbotenzimmer bezahlt habe. Er war wieder im Rückstand und wagte nicht, sich an ihn zu wenden.«

»Kessel hatte ein großes Herz. Bis zum Schluß, noch letztes Jahr hat er uns unterstützt. Du siehst, auch ich benehme mich wie ein Dreckskerl. Man darf sich von niemand was erhoffen. Du tust Gutes, und man spuckt dir ins Gesicht. Ich komme nicht dagegen an, ich kann nicht vergessen, was Sartre gesagt hat, was er anderen zu sagen ermöglicht hat, und vor allem, was er nicht gesagt hat. Deswegen mochten wir ihn nicht besonders. Er war ein Mistkerl, ein Salonrevolutionär, aber er war großzügig. Doch Geld macht nicht alles wett.«

»In all den Jahren habe ich nichts gesehen. Ich war jung. Ich hatte den Eindruck, daß er dich schätzte.«

»Ich erzählte ihm Witze. Das brachte ihn zum Lachen. Obwohl er ein so gutes Gedächtnis hatte, erinnerte er sich nie an sie und bat mich, sie ihm wiederzuerzählen.«

»Ich erinnere mich an Leonid und seinen Witz über Stalin und die Sonne.«

»Los, erzähle, ich möchte ihn gern noch mal hören.«

»Warte, ich muß kurz nachdenken. Eines Morgens steht Stalin auf. Es ist sehr schönes Wetter. Er wendet sich an die Sonne: Sonne, sag mir, wer ist der Schönste, der Intelligente-

ste, der Stärkste? Die Sonne zögert nicht eine Sekunde: Das bist du, o mächtiger Stalin, Licht der Welt! Mittags fragt Stalin abermals: Sag mir, Sonne, wer ist der glänzendste, der genialste, der bemerkenswerteste Mann aller Zeiten? Die Sonne bestätigt: Das bist du, o mächtiger Stalin. Vor dem Abendessen kann Stalin dem Vergnügen nicht widerstehen, die Sonne erneut zu fragen, wer der beste Kommunist der Welt sei. Die Sonne antwortet: Du bist nichts weiter als ein Kranker, Stalin, ein Psychopath, ein wildwütiger Irrer, und du kannst mich mal, jetzt, wo ich im Westen bin!«

Pavel hat losgelacht, als hörte er den Witz zum erstenmal.

»Du erzählst ihn schlecht. Franzosen können solche Witze nicht erzählen. Wenn Leonid ihn erzählte, dauerte es eine Stunde.«

»Das stimmt. Es war großartig. Glaubst du wirklich, daß er ihn Stalin erzählt hat?«

»Das behauptet er. Leonid ist kein Angeber. Sag, du warst doch mit ihm befreundet, wenn ich mich recht erinnere?«

»Sehr. Ich würde ihn gern wiedersehen.«

»Dabei haßte er Sascha.«

»Das sind alte Geschichten, die niemand mehr interessieren. Heute ist das kaum noch von Bedeutung.«

Darauf antwortete er nichts, er zögerte und zuckte dann die Achseln. Er nahm sich noch ein Croissant.

»Lädst du mich ein?«

»Übrigens, ist dein Buch über den Frieden von Brest-Litowsk veröffentlicht worden?«

»Von wegen! Ich habe es noch mal übersetzt, umgeschrieben, verändert, gekürzt. Aber einen guten Grund gibt es immer. Ein junger Verleger war mir gewogen. Ich war bei 965 Seiten angekommen. Er wollte, daß ich 250 streiche. Da hab ich aufgesteckt.«

»Erzähl mir noch einen Witz, Pavel.«

»Kennst du den Unterschied zwischen einem Rubel und einem Dollar?«

Ich hatte diesen kläglichen Witz schon einmal gehört. Es kann sogar sein, daß er ihn mir vor fünfzehn Jahren erzählt hatte. Ich überlegte, aber ich kam nicht drauf.

»Nein, den kenne ich nicht.«

»Ein Dollar!«

Begeistert prustete er los.

»Was ist passiert, Michel? Eine Zeitlang wußten wir noch von dir, und dann warst du verschwunden.«

»Nach Saschas Tod habe ich mich noch mit Igor und Werner getroffen. Siehst du die andern noch?«

»Nur dich sieht man nicht mehr.«

Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich meine beiden Familien zusammen sah. Das heißt einen Teil davon, und das waren schon etwa zwanzig Leute. An meinem Geburtstag hatte ich eine böse Vorahnung. Eine unbekannte Gefahr, die ich nicht identifizieren konnte. Später habe ich bestimmte Signale entziffert, die mir hätten in die Augen springen müssen. Ich war zu jung, um sie zu verstehen, zu sehr in Anspruch genommen von dem Fest und den Geschenken. Ich sah meine Schulkameraden, sie alle hatten eine Familie, und zwar nur eine einzige; ich dagegen hatte zwei verschiedene. Sie gingen sich aus dem Weg. Die Marinis und die Delaunays. Die Familie meines Vaters und die meiner Mutter. An jenem Tag entdeckte ich, daß sie einander verabscheuten. Nur mein Vater, immer guter Laune, ging von einer zur andern, das Tablett mit Obstsäften in der Hand, und imitierte Gabin oder Jovet:

»Ein kleiner Orangensaft? Ihr könnt zugreifen, er kommt direkt aus der Frucht.«

Die Marinis bogen sich vor Lachen. Die Delaunays hoben die Augen zum Himmel.

»Paul, hör auf, das ist nicht komisch!« sagte meine Mutter, der seine Nachahmungen ein Greuel waren.

Sie blieb sitzen und sprach mit ihrem Bruder Maurice, den sie nicht mehr oft sah, seit er sich nach dem Krieg in Algerien niedergelassen hatte. Mein Vater mochte ihn nicht. Ich aber liebte ihn, denn er machte andauernd Witze. Er nannte mich Callaghan. Ich weiß nicht, warum. Sobald er mich sah, rief er: »How do you do, Callaghan?« Und ich mußte antworten: »Very good!« Wenn wir uns trennten, bekam ich ein »Bye-bye, Callaghan!« zu hören, begleitet von einem kleinen Faustschlag aufs Kinn. Maurice kam einmal im Jahr nach Paris, um ein amerikanisches Betriebswirtschaftsseminar zu